

Predigt über Johannes 20,11-18 am Ostersonntag 2021

in der Christuskirche Efringen-Kirchen

Der Evangelist Johannes schreibt über den ersten Ostersonntag:

¹¹Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein ¹²und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. ¹³Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

¹⁴Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. ¹⁵Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir: Wo hast du ihn hingelegt? Dann will ich ihn holen. ¹⁶Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister!

¹⁷Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott. ¹⁸Maria Magdalena geht und verkündigt den Jüngern: »Ich habe den Herrn gesehen«, und was er zu ihr gesagt habe. [Luther-Bibel 2017]

„Was weinst du,“ fragen die Engel. Es ist ein neuer Tag, Maria! Das Dunkel der Nacht ist vergangen und die Ostersonne strahlt auf eine Welt, die wie frisch gewaschen daliegt, in warmen, satten Farben, glänzend vom Licht des Wunders, das da geschehen ist: Der Tod ist überwunden, für immer, die Macht ist ihm genommen. Die Engel wissen: Es ist schon alles gut geworden.

Doch Maria weiß davon nichts. Und wie sollte Maria nicht weinen am Grab dessen, der ihr so wichtig, der Allerwichtigste war? Natürlich weint Maria, denn ihr bester Freund ist tot. Vor vier Tagen noch haben sie gemeinsam am Tisch gesessen, gegessen, Brot und Wein geteilt und es schien unvorstellbar, dass er bald nicht mehr da sein sollte. Nun ist sein Leben zu Ende. Und der Boden unter ihren Füßen ist nicht mehr so recht fest, alles schwankt und endgleitet ihr. Nichts scheint ihr jetzt noch sicher und nichts ergibt mehr einen Sinn.

Vor mehr als 77.500 Gräbern standen seit dem letzten Jahr in Deutschland Menschen, denen es so oder so ähnlich ging. Weltweit sind es weitere Abertausende. Weil sie Angehörige oder Freunde in der Pandemie verloren haben und nicht wissen, wie sie damit fertigwerden sollen. Und wenn ich in den Nachrichten die Stichworte Myanmar, Syrien, Mittelmeer höre, erscheinen vor meinem inneren Auge Bilder von unzähligen Menschen, die mit Verlusten weiterleben müssen. Auch dort schwankt der Boden. Und eine echte Zukunft ist vielleicht gar nicht mehr denkbar.

Maria liegen die Tränen wie ein Schleier über den Augen. Sie nehmen ihr die Sicht und lassen sie alles verschwommen, unscharf, unklar sehen. Das Leben liegt im Nebel. Ich denke, Maria kann nicht glauben, dass sich jetzt noch etwas verändern wird. Dass das Unveränderliche, das Endgültige, der Tod, plötzlich nicht mehr endgültig sein sollte. Vielleicht erkennt sie ja deshalb nicht, wer da plötzlich vor ihr steht.

„Was weinst du,“ fragt Jesus. Der Stein ist vom Grab weggerollt. Das Licht scheint hinein in die dunkle Höhle, in der die Hoffnung der Welt begraben wurde. Das Leben hat den Stein zerbrochen, der es verdecken sollte.

„Maria“, sagt Jesus. Und erst da merkt Maria: Der Tod ist nicht mehr. Die Beziehung zu Jesus konnte der Tod nicht zerstören. Das Leben hat gewonnen. Für Jesus, für Maria, für alle Menschen, die sich dieses Leben schenken lassen möchten.

Seit langer Zeit schon rätseln Menschen darüber, was damals, an jenem Morgen im Garten beim Grab, eigentlich geschehen sein mag, an diesem Ostermorgen. War es wirklich so, wie es uns der Evangelist Johannes überliefert? Oder war es eine Halluzination, ein Traumbild, entstanden aus Erschöpfung und Unglück?

Was da eigentlich geschehen ist, bleibt auch mir ein Rätsel. Und ich denke, das darf auch so sein. Vielleicht lässt sich diese Erfahrung auch gar nicht richtig in Worte fassen. Aber ich höre aus dieser Geschichte: Maria hat erfahren, dass selbst der Tod Jesus nicht töten konnte. Und dass nichts, was Menschen in ihrem Leben erleiden müssen, endgültig und nie mehr veränderlich ist. Gott hat beschlossen, dass selbst der Tod nicht mehr endgültig bleiben soll.

Für Maria hat sich damit etwas verändert. Es bleibt dabei: Sie muss sich von Jesus verabschieden. Er ist nicht mehr so bei ihr wie bisher. Er geht nach Hause, zum Vater. Denen voraus, die ihm dorthin folgen möchten. Aber Maria steht nicht mehr hoffnungslos und allein da. Denn Jesus lässt seine Welt nicht allein. Er hat seinen Freunden versprochen: Ich werde euch einen Tröster schicken. Meinen Geist, der bei euch bleiben wird. Ich bin nicht mehr leiblich bei euch. Aber unsere Freundschaft wird trotzdem nicht enden.

Besonders deutlich und körperlich spürbar wird das für mich, wenn wir uns an *einem* Tisch versammeln, wie damals, vor dem ersten Osterfest, und Brot und Wein teilen, wie Jesus mit seinen Jüngern. Ich kann Jesus nicht mehr sehen. Und doch spüre ich, wie er meinen Namen ruft. Mir sagt: Dies ist mein Leib, für dich gegeben. Und mir verspricht: Soodt ihr von diesem Brot esst und aus diesem Kelch trinkt, verkündigt ihr meinen Tod und meine Auferstehung. Bis ich komme.

Auch heute stehen auf unserem Tisch Brot und Wein, wie vor 2000 Jahren. Und wie Maria Jesus nicht anfassen durfte, damals im Garten am Ostersonntag, so fassen wir heute Brot und Wein nicht an. Wir stehen nicht um den Tisch herum im Kreis und reichen uns nicht die Hände. Es ist noch nicht die Zeit dafür.

Aber ich fühle, dass mit Brot und Wein auch mir ein Versprechen gegeben ist: Eines Tages wird alles vorbei sein, was uns trennt. Die Pandemie, die Menschen voneinander trennt. Und auch alles, was von Gott trennt. So stehen Brot und Wein heute hier für mich als Vorzeichen: Für das große, letzte Abendmahl, eines Tages, vereint mit allen, die wir lange nicht mehr gesehen haben. Versammelt an einem unvorstellbar großen, reich gedeckten Tisch. Bekleidet mit unseren allerschönsten Festtagskleidern. Mit Gesichtern, von denen alle Trauer und alle Beschwernis verschwunden sind. Das große Fest am Ende der Zeit.

Ob Maria auf dem Rückweg zu den Jüngern immer noch weint? Ich denke, zumindest die Tränen der Trauer sind getrocknet. Wenn sie noch weint, dann höchstens vor Schreck. Oder vor Freude über diese Zukunft, die sich plötzlich wieder verheißungsvoll vor ihr ausbreitet. Ich stelle mir vor: Auf dem Weg zurück in die Stadt wird sie immer schneller und schneller. Die letzten paar Meter rennt sie, so schnell sie ihre Beine tragen. Außer Atem öffnet sie die Türen zu dem Haus, in dem sich die Jünger versammelt haben. Elf bedrückte Gesichter wenden sich ihr zu. Vielleicht sind auch in einigen von ihnen noch Spuren von Tränen zu sehen. Und noch ehe irgendjemand eine Frage stellen kann, brechen die Worte aus Maria heraus: „Ich habe ihn gesehen.“ Und da, endlich, da ist es: das Oster-Lachen, das die Tränen vertreibt, das den Knoten im Bauch zersprengt und ihr die ganze Last von den Schultern nimmt. „Ich habe den Herrn gesehen.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen